

MARTIN THUNERT

Kanada 150 – Nationale Erfolgsgeschichte und/oder postnationale Identitäten?

Im zu Ende gegangenen Jahr 2017 feierte Kanada den 150. Geburtstag – im Englischen lautet der schwer auszusprechende Begriff *sesquicentennial* – seiner Staatsgründung. Erwartungsgemäß zog das ‚offizielle‘ Kanada eine positive Bilanz der Feierlichkeiten im Jubiläumsjahr, deren Höhepunkt die Geburtstagsparty am 1. Juli 2017 vor dem Parlamentsgebäude in Ottawa darstellte. Wie andere Bundesregierungen zuvor hatte sich auch die von den Liberalen getragene Regierung Justin Trudeaus zum Ziel gesetzt, auch im Jubiläumsjahr den *Canada Day* zu nutzen, um die nationale Geschichte Kanadas von ihren französisch- und britisch-zentrierten Wurzeln zu einer multikulturellen und inklusiven Angelegenheit weiterzuentwickeln. Nach Auffassung des jungen Premierministers waren die Feierlichkeiten auf dem Parlamentshügel gerade deshalb ein Erfolg, da Ottawa sich ernsthaft bemüht hatte, zum Beispiel indigene Gruppen in Gedenken und Feiern einzubeziehen.

In der kanadischen Publizistik, in Teilen von Gesellschaft und Wissenschaft waren die Einstellungen zum Jubiläum dagegen gemischter Natur. Publizistische Beobachter unterschiedlicher politischer Richtung sind der Auffassung, dass die Begeisterung der kanadischen Bevölkerung für *Canada 150* hinter den Erwartungen zurückgeblieben sei und sich nicht mit dem Enthusiasmus vergleichen ließe, mit dem Kanada vor 50 Jahren seinen einhundertsten Geburtstag gefeiert hatte. Die über die Gründe für die eher verhaltene Begeisterung von Teilen der kanadischen Gesellschaft über das Staatsjubiläum entbrannte publizistische Kontroverse sagt nach Auffassung des Verfassers nicht nur sehr viel über das Land und sein Selbstverständnis aus, sondern dürfte auch eine gewisse Bedeutung für diejenigen haben, die sich das Studium Kanadas zur beruflichen Aufgabe und zur persönlichen Leidenschaft gemacht haben.

Kanadas 100. Geburtstag im Jahr 1967, dessen Feierlichkeiten in der Weltausstellung Expo 1967 in Montreal gipfelten, fand im Kontext einer enormen nationalen Aufbruchsstimmung statt, die das gesamte Land erfasst hatte. Wichtige, für das heutige Kanada charakteristische Merkmale und Entwicklungen wurden damals, kurz vor und kurz nach 1967, auf den Weg gebracht. Zu nennen sind u. a. die Ahornflagge, die Nationalhymne, die offizielle Zweisprachigkeit auf Bundesebene oder die Einführung des metrischen Systems. Der 100. Geburtstag stand für die Emanzipation der noch unfertigen Nation in einem mehrfachen Sinne: Der Bundesstaat Kanada emanzipierte sich zunächst symbolisch von der einstmaligen Kolonialmacht Großbritannien, ein Prozess, der 1982 mit der Heimholung der kanadischen Verfassung und ihrer Erweiterung um die *Canadian Charter of Rights and Freedoms* auch seine staatsrechtliche Vollendung fand. Doch der Präsident der anderen einstigen Kolonialmacht, Frankreichs Präsident Charles de Gaulle, unterstützte im Jubiläumsjahr 1967 bei seinem Staatsbesuch in Kanada öffentlich und lautstark nicht nur die Emanzipationsbestrebungen des von der Stillen Revolution verwandelten Quebec, sondern forderte die Loslösung der überwiegend frankophonen Provinz von Kanada. ‚Es lebe das freie Quebec‘, rief de Gaulle damals vom Balkon des Rathauses von Montreal, ein Affront, der heute vergleichbar damit wäre, dass sich Präsident Macron in Barcelona öffentlich für ein von Spanien unabhängiges Katalonien einsetzen würde. Für den Rest des 20. Jahrhunderts blieben die Emanzipationsbestrebungen Quebecs, die für einen Teil der dortigen Gesellschaft ihre Vollendung nur in der staatlichen Unabhängigkeit der überwiegend frankophonen Provinz finden konnten, sowie die Emanzipation Kanadas von britischem Erbe, aber auch von amerikanischer Dominanz, und die Emanzipation unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen die dominanten Themen der Entwicklung des Landes. Die zwei gescheiterten Unabhängigkeitsreferenden von 1980 und 1995 sowie die ebenfalls missglückten Verfassungsreformversuche von *Meech Lake* (1987-1990) und *Charlottetown* (1992) legen davon Zeugnis ab.

Das *Centenary* Kanadas 1967 war auch der Startschuss für die erste Welle der *Canadian Studies*-Bewegung – zunächst nur an Kanadas Universitäten und später international. Das Projekt der Kanada-Studien wurde damals von der Überzeugung gespeist, dass die Idee und das Versprechen Kanadas bedroht waren – insbesondere von der destruktiven Dynamik der *Two Solitudes* der Gründungsnationen und noch mehr vom hegemonialen Einfluss der USA auf Wirtschaft, Politik und Kultur des nördlichen Nachbarn. Die damalige liberale Regierung Kanadas, seit 1968 von Pierre Elliott Trudeau geführt, war davon überzeugt, dass die inneren und äußeren Gefahren für Kanada nur durch die Stärkung der nationalen Identität des Landes bewältigt werden konnten. Hinter den Kanada-Studien stand die Absicht, dass sich das Land in all seiner Komplexität „kennen lernen“ konnte (*to know ourselves*) und dass es international wahrgenommen wird. Für die meisten Gründungsmitglieder der GKS und für viele ältere Mitglieder, die im 20. Jahrhundert ihren Weg in die Kanada-Studien fanden, waren die um das *nation-building* angesiedelten Themen und Kont-

roversen – und insbesondere ihre literarische, kulturelle und künstlerische Verarbeitung – ein wichtiger Grund, sich mit dem Land zu beschäftigen. Dies hat sich spätestens zu Beginn des 21. Jahrhunderts geändert. Überspitzt gesagt, spielten viele der heute maßgeblichen Themen 1967 praktisch keine Rolle.

1967 fanden die Feierlichkeiten in einem Land mit einer Bevölkerung von etwas mehr als 20 Millionen statt. Die Frage der indigenen Völker wurde damals weitgehend ignoriert, auch die Problematiken von Gender und sexueller Orientierung erhielten damals praktisch keine Aufmerksamkeit. Kanada, heute ein Vorreiter bei der Legalisierung von Marihuana, galt noch bis in die 1960er Jahre als ein Land mit den international drastischsten Strafen für den Besitz und Gebrauch dieser Droge. Die meisten Bürger Kanadas waren in den 1960er Jahren britischen oder französischen Ursprungs, sprachen eine der beiden offiziellen Sprachen und waren überwiegend Kirchgänger. Für die wachsende Zahl der Kanadier mit Herkunft aus anderen europäischen Staaten wurde 1970 die zunächst eher symbolische Politik des Multikulturalismus in einem Rahmen der offiziellen Zweisprachigkeit auf den Weg gebracht, doch 1967 war der Begriff noch praktisch unbekannt. 50 Jahre später ist Kanada ein Land mit mehr als 36 Millionen Menschen unterschiedlicher Herkunft, Muttersprachen und Glaubensrichtungen. Das seit 1967 freigesetzte nationale Selbstbewusstsein ist noch immer – oder wieder – spürbar. Insofern liegt es nahe, Kanada im Jahre 150 seiner Existenz als uneingeschränkte Erfolgsgeschichte zu verstehen. In sehr vielen international vergleichenden Ranglisten, in denen Lebensqualität oder Regierungsleistungen gemessen werden, belegt Kanada seit Jahrzehnten Spitzenplätze unter den demokratisch regierten großen Flächenstaaten und ökonomischen Schwergewichten. Umfragen zufolge ist eine deutliche Mehrheit der Kanadierinnen und Kanadier stolz auf ihre nationale Identität und die bisherige Entwicklung des Landes. Doch längst nicht alle Kanadier sehen dies so.

Die kanadische Bundesregierung unter Führung von Premierminister Justin Trudeau wollte bei den Feierlichkeiten zum 150. Geburtstag zwischen unterschiedlichen Deutungen der Geschichte des Landes vermitteln. Es ging weniger darum, der Geschichte des kanadischen Staates und seiner politischen Führungspersonen zu gedenken, sondern vielmehr die Beiträge einzelner kanadischer Bürgerinnen und Bürger zur Geschichte Kanadas hervorheben und feiern. Aber die Regierung wollte keinesfalls auf ein nationales Narrativ verzichten. Der Premierminister förderte die Markenbildung eines kanadischen Selbstverständnisses, das in den Feierlichkeiten des *Canada Day* am 1. Juli 2017 zum Ausdruck kam und auf die Werte Vielfalt und Inklusion, Versöhnung mit indigenen Völkern, Jugend und Umwelt abhob. Für viele war das ehrliche Bemühen erkennbar, sich der dunkleren Seiten der kanadischen Geschichte bewusst zu sein. Auf dem Parlamentshügel in Ottawa saß Premierminister Justin Trudeau im Tipi mit den Ureinwohnern der *Bawating Water Protectors* und hörte deren Forderungen zu, das ‚Indianergesetz‘ (*Indian Act*) zu verschrotten und das für die Ureinwohner zuständige Bundesamt (*Indigenous and Northern Affairs*

Canada INAC) etwa in ‚Amt der ehrenwerten Vertragsbeziehungen‘ umzubenennen. Tatsächlich befindet sich das Amt seit August 2017 im Umbruch. Nach der Aufspaltung soll eine der beiden Nachfolgebehörden unter dem Namen *Crown-Indigenous Relations and Northern Affairs Canada* weitergeführt werden.

Und so ist es wenig überraschend, dass das offizielle Narrativ des *Sesquicentennials*, Kanada als Land von vielfältigen Talenten darzustellen, von wichtigen Teilen der kanadischen Gesellschaft bestritten wurde – insbesondere von Vertretern der indigenen Völker, die Kanada 150 nicht als Feier einer Nation, sondern als Erinnerung an eine Geschichte der Kolonisation darstellten. Die Geburt der Föderation 1867 war nur ein weiteres Datum, an dem die Existenz der Indigenen ignoriert und ihre Rechte mit Füßen getreten wurden. Der Einspruch der Indigenen fanden bei Teilen der kanadischen Gesellschaft Widerhall, nicht nur bei Neuankömmlingen von außerhalb Europas, sondern auch bei jenen, die regionale oder lokale Jahrestage und Erinnerungen für wichtiger halten als den Versuch einer nationalen Erzählung. So bestand der Beitrag Ontarios zu Kanada 150 u. a. in der Zurschaustellung einer aufblasbaren, überdimensionierten gelben Gummiente von der Größe eines mehrstöckigen Hauses (offiziell verlautbarte, dass die Ente lediglich für die Seepromenade in Toronto bestellt wurde und nicht für Kanada 150), Montreal bereitete sich auf sein 375-jähriges Stadtjubiläum vor. Bestimmte Formen der nationalen Erinnerungskultur gerieten in die Kritik. Sind Statuen von kanadischen Premierministern an sich beleidigend oder eine angemessene Art, einen halbwegs runden nationalen Geburtstag zu begehen? In Waterloo, Ontario, entzündete sich beispielsweise eine Debatte genau an dieser Frage. Es ging darum, ob auf dem Campus der Wilfrid-Laurier-Universität, die als einzige kanadische Hochschule nach einem früheren Premierminister benannt ist, Statuen der kanadischen Premierminister – von John A. Macdonald bis Justin Trudeau – aufgestellt werden sollten. Eine Gruppe von Bürgern der Stadt hatte diesen Vorschlag 2015 gemacht, die Universität den Plan zunächst genehmigt – bis sich eine Gruppe von Campus-Aktivist*innen (die aus Lehrenden und Studierenden gleichermaßen bestand) dafür einsetzte, den Plan fallen zu lassen. Für die Campus-Aktivist*innen stellten die Statuen von politischen Führern wie z. B. Kanadas erstem Premierminister John A. Macdonald eine emotionale Zumutung dar, da einige der Premierminister zu ihrer Zeit Positionen vertraten, die heute kaum zu rechtfertigen seien. Am Ende schloss sich die Universitätsleitung diesen Argumenten an und sagte die Errichtung der Statuen ab.

Doch auch Trudeaus Versuche der Versöhnung unterschiedlicher Erinnerungsnarrative ließen die Kritiker der Unternehmung *Canada 150* nicht verstummen. Dabei ging es durchaus um Grundfragen hinsichtlich des einstigen und heutigen Selbstverständnisses des Landes: Kann man den Geburtstag eines Konstruktes wie das einer Nation tatsächlich feiern? Was sollte man feiern, sollte man Personen feiern, Kollektividentitäten, sollte man jede Zurschaustellung von Freude über die eineinhalbjahrhundertlange Existenz Kanada unterbinden oder sollte man zusehen, dass die Menschen ihrer Freude darüber Ausdruck verleihen? Es war kaum zu übersehen,

dass sich die Einstellungen zum Selbstverständnis des Landes insbesondere bei kulturellen und medialen Eliten seit 1967 deutlich und nachhaltig verschoben hatten. Auch das akademische Interesse der Kanada-Studien der vergangenen 10–20 Jahre galt weniger den größeren Errungenschaften Kanadas von militärischen Siegen in den Weltkriegen, Sozialprogrammen, föderalen und rechtlichen Garantien und künstlerischen Leistungen, sondern wandte sich mehrdimensionalen Ungleichheiten (nur noch zum geringeren Teil regionalen Disparitäten), Mustern von Diskriminierung, Unterdrückung und Rassismus sowie den Narrativen und Episoden entsetzlicher Grausamkeit insbesondere gegenüber indigenen Minderheiten zu.

Die liberale Bundesregierung sah sich andererseits einer Kohorte von Kanadiern überwiegend europäischer Abstammung gegenüber, welche die nationalen Gedenkveranstaltungen in erster Linie als Feuerwerk zelebrieren wollte und sich von einem postnationalen und multikulturellen Bild des Landes weitgehend ausgeschlossen oder zumindest nicht angesprochen fühlte. Die vorgeblich ‚kanadischsten‘ der Kanadier wollen, dass der Kanada-Tag nicht nur zu runden Geburtstagen so pompös gefeiert wird wie der 14. Juli in Frankreich – sondern immer, und ein Teil von ihnen reagiert wütend, wenn im Rahmen von Jubiläumsveranstaltungen überwiegend von der Kolonisierung der Ureinwohner und dem Versagen des kanadischen Staates gesprochen wird. Für diese Kanadier waren die Jubiläumsfeierlichkeiten kein Versuch, Differenz und Unterschiede in einer komplexen Gesellschaft zu verhandeln. Für die Traditions-Patrioten entsprach die Inszenierung des *Canada Day* 2017 der Rhetorik von Premierminister Trudeau, der Kanada kurz nach seiner Wahl in der *New York Times* als „ersten postnationalen Staat“ bezeichnet hatte und im selben Interview erklärte, dass Kanada „keine Kernidentität, keinen Mainstream“ besitze. Was Trudeau damit gemeint haben könnte: Im multikulturellen Mosaik des Landes steht es den Kanadiern frei, verschiedene (ethnokulturelle und andere) Identitäten für sich in Anspruch zu nehmen. In dieser Idealvorstellung wählen Leute selbst, wie viel oder wenig ‚*Canadianness*‘ sie wollen. Diese Flexibilität ermöglicht es Kanadiern, so die Theorie, anhand von unterschiedlichen Identitäten ihre eigene Bedeutung und ihre eigene Stellung in der Gesellschaft zu finden. Doch Kritiker des postnationalen Narrativs merken an, dass de facto nur Kollektividentitäten, die als marginalisiert gelten und Unterstützung benötigen, ihre Identität zelebrieren und zur Schau stellen dürfen. Wer einfach nur die nationale Identität groß schreibt und feiert, macht sich verdächtig.

Kanada ist ein hochkomplexes Land und das trifft auch auf weite Strecken seiner Geschichte zu. Es sollte möglich sein, dass Kanadier ihren Jahrestag und ihre runden Geburtstage feiern und gleichzeitig auch das dunkle Vermächtnis z. B. von Heimschulen für Ureinwohner, das Problem der unverhältnismäßigen Selbstmordraten in einigen indigenen Gemeinschaften sowie die historische Diskriminierung der LBQT+-Gemeinde anerkennen können. Möglicherweise müssen wir diese Geschichte(n) und die für die Politik des Landes verantwortlichen Personen nach mehr als

einem Kriterium beurteilen, um ihnen gerecht zu werden. Wenn die Umfragen nicht komplett falsch liegen, gibt es eine Menge Kanadierinnen und Kanadier, die sich der dunkleren Seite ihres Landes durchaus bewusst sind, sich aber dennoch stolz Kanadier nennen und die Geschichte des Landes unterm Strich positiv sehen und feiern wollen. Kanada selbst und die wissenschaftlichen Disziplinen, die das Land studieren, haben ein feines Gespür für die Bedeutung kollektiver Identitäten entwickelt. Das Bedürfnis nach nationaler Identität sollte dabei auch in einer möglicherweise postnationalen Konstellation nicht übersehen werden. Wenn es der kanadischen Gesellschaft nicht gelingt, die Legitimität sowohl der progressiv-postnationalen Deutung als auch der traditions-patriotischen Deutung des kanadischen Entwicklungsweges anzuerkennen und einen produktiven Dialog zwischen beiden Narrativen zu ermöglichen, wird Kanada den USA auf deren Weg in eine zutiefst gesplante und polarisierte Gesellschaft folgen.